Zeitschrift: Hochparterre : Zeitschrift für Architektur und Design
Herausgeber: Hochparterre
Band: 27 (2014)
Heft: [11]: Campus Toni-Areal

Artikel: Die Rolle der Rampe
Autor: Hönig, Roderick / Müller, Mathias / Niggli, Daniel
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-583529

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Rolle der Rampe

Rund 1400 Räume haben auf dem Campus Platz gefunden. Die Architekten über die Tücken der Raumverteilung, die gewellte Metallfassade und das Haus als Schwamm.

Interview:
Roderick Hönig

Die Architekten Mathias Müller links und Daniel Niggli.

Das Toni-Areal besteht aus teilweise sehr unterschiedlichen Räumen. Wie gingen Sie die Planung dieses komplexen Bauprojekts an?

Mathias Müller: Indem wir behauptet haben, dass das Toni-Areal kein Haus, sondern eine kleine Stadt ist. Ablesbar ist diese Grundidee an der Kaskade und an der Rampe. Diese beiden Elemente unseres Entwurfs binden das Haus auch in den übergeordneten städtebaulichen Rahmen ein, der sehr grossmassstäblich ist.

Daniel Niggli: Die Kaskade ist eine dreidimensionale Struktur, um sie herum haben wir die Räume angeordnet. Dieser ‹innere Urbanismus› bildet mit der Rampe eine Art Strassen-und-Platz-System, das die einzelnen ‹Bezirke› und ‹Quartiere› definiert. Die Kaskade ist der öffentliche Raum der beiden Hochschulen und bildet die Adressen. Die Analogie zur Stadt ist in gewissem Sinne etwas banal, aber sehr effizient und tragfähig.

Haben Sie geahnt, dass Ihre Erschliessungsfigur eine so tragende Rolle bei der Organisation des Raumprogramms einnehmen würde?

Mathias Müller: Ja. Schon in der ersten Wettbewerbspräsentation haben wir behauptet, dass man ohne sie die rund 1400 Räume nicht verteilen und organisieren kann. Diese Denk- und Raumfigur verlieh dem Projekt Stabilität und Flexibilität gleichzeitig.

Daniel Niggli: Wir sind davon ausgegangen, dass es für das erfolgreiche räumliche Zusammenziehen zweier Hochschulen nicht in erster Linie Architektur, sondern räumliche Gefässe für die Kommunikation und den Austausch braucht. Sie haben wir als eine Art öffentlichen Raum im Haus definiert, der nach innen wie aussen wirken soll.

Welche baulichen Voraussetzungen brauchte es, damit die Nutzung der Kaskade so vielfältig bleiben konnte?

Daniel Niggli: Die Wichtigste ist, dass die grosse Halle und die Kaskade keine Fluchtwege sind. Nur so können sie für Ausstellungen, Events und Performances mit viel Publikum und vielen Akteurinnen und Akteuren genutzt werden. Zudem kann diese Raumfigur atmen. Das heisst, die Schulen können sie in ihrer Grösse verändern, indem verschiedene angrenzende Räume, die primär als Unterrichtsräume genutzt werden, bei Bedarf zur Kaskade dazugeschlagen werden können.

Mathias Müller: Die feuerpolizeilichen Vorschriften einzuhalten, war eine der grossen Herausforderungen. Nur schon die Entrauchung der Räume im Brandfall hinzukriegen, bedeutete einen grossen technischen Aufwand. Wir hatten aber auch Glück: Als wir das Toni-Areal planten, waren die verschärften Richtlinien zur Störfallverordnung noch nicht in Kraft. Heute wäre es nicht mehr möglich, die Fluchtwege auf die Seite der Bahnstrecke hin zu legen. Hätten wir den neunzig Meter tiefen Baukörper nur auf eine Seite hin entfluchten können, hätten wir das Haus wohl zweiteilen müssen.

Wie sind Sie die Raumverteilung angegangen?

Mathias Müller: Für die Verteilung der Räume gab es konkrete Kriterien: Da sind zum Beispiel Räume, die in ihren Ausmassen den Stützenraster sprengen. Die haben wir eher nach oben platziert. Dann gibt es Räume, die von ihrer Ausstrahlung her publikumswirksamer sind als andere. Die wiederum haben wir eher zur Kaskade hin orientiert. Und schliesslich gibt es auch zahlreiche Räume, die kein Tageslicht brauchen. Die sind dann eher im Bauch und im Keller unten angesiedelt.

Daniel Niggli: Trotzdem war die konkrete Verteilung sehr aufwendig, und es gibt unzählige Planstände davon in unseren Archiven. Bei dieser enormen Fläche und Anzahl Räume wird es wohl nie einen endgültigen Zustand geben. Ich rechne damit, dass durchaus schon im ersten Jahr wieder umgebaut werden wird.

Das Haus war ein äusserst robuster Industriebau, ausgelegt für sehr grosse Lasten. Trotzdem musste das Haus an vielen Orten verstärkt werden. Wieso?

Daniel Niggli: Das hat unter anderem mit der Verschärfung der Erdbebennormen der letzten Jahre zu tun. So mussten wir etwa die massiven Geschossplatten im Flachbau gegen ein mögliches Durchstanzen ertüchtigen.

Mathias Müller: Trotz dieser massiven Eingriffe war unsere Umnutzungsstrategie angemessen. Denn von den wiederverwertbaren Elementen konnten wir sehr viele übernehmen. Die Übernahme der bestehenden Baustruktur erlaubte uns zudem sehr grosse Freiheiten in der Raumaufteilung. Auch die von uns vorgeschlagenen Geschossdurchbrüche und die neuen Innenhöfe orientieren sich am Raster der alten Tragstruktur.

Wie steht es eigentlich um die Energiebilanz des Bauprojekts?

Daniel Niggli: Das gesamte Projekt entspricht dem Minergie-Standard, auf eine Zertifizierung wurde jedoch verzichtet. Bei Totalabbruch des Bestands hätten wir unter anderem bis zu 12 000 Tonnen Stahl entsorgen müssen. Der Zug mit dem Alteisen hätte von hier bis nach Genua gereicht. Für die Gesamtbilanz der grauen Energie ist die Umnutzung sicherlich sehr erfreulich.

Welche Idee steckt hinter der metallenen ‹Vorhang›-Fassade beziehungsweise hinter den Blechbeulen in den Höfen?

Daniel Niggli: Die neue Fassade ist eine Referenz an den Bestand und orientiert sich an der alten, silberfarbenen Trapezblech-Fassade. Sie versucht ein normales Industrieprodukt wie Streckmetall formal auf eine Weise zu nobilitieren, sodass ein edler textiler Charakter erzeugt wird.

Mathias Müller: Wie bei vielen unserer Projekte versuchen wir das Vorgefundene zu verstärken. Aus der Mikro-Wellblechfassade machten wir eine Makro-Wellenfassade, den kleinen Turm haben wir zu einem grossen aufgestockt.

Von der alten Baustruktur ist heute nicht mehr viel sichtbar. Wieso?

Daniel Niggli: Das stimmt so nicht. Im Turm ist die unglaublich massive alte Tragstruktur physisch extrem präsent. Im Flachbau dagegen gab es eigentlich von Anfang an nie viel Substanz zu sehen, denn der Industriebau bestand ja praktisch nur aus einer gigantischen Decken-Stützen-Struktur. Sie ist immer noch da. Die Maschinen und auch die anderen technischen Einbauten wurden schon lange vor dem Baubeginn entfernt.

Welche Rolle spielt das Tageslicht? Welche das Kunstlicht?

Daniel Niggli: In Modellen im Massstab 1:50 haben wir immer wieder die Tageslichtqualität der einzelnen Räume und der Erschliessungszonen geprüft. Für die Kaskade und für die Eingangshalle hat das Berliner Büro Realities:united ein spezielles Kunstlichtkonzept ausgearbeitet, das die Räume in Kombination mit dem Tageslicht nicht homogen, sondern unregelmässig ausleuchtet. Das verleiht der Raumsequenz eine urbane Atmosphäre, die an die heterogene Lichtstimmung eines Strassenraums erinnert. Gewisse Bereiche sind dabei ausgesprochen hell ausgeleuchtet, andere hingegen eher dunkel. Das Kunstlicht erhält so eine gewisse Sperrigkeit und eine atmosphärische Eigenständigkeit. Hätten wir das Haus darüber hinaus überall gleichmässig ausgeleuchtet, wäre seine schiere Grösse unerträglich geworden.

Welche Rolle spielen Fenster und Öffnungen?

Mathias Müller: Wir haben das Haus immer als Schwamm bezeichnet – im Sinne eines räumlichen wie auch inhaltlichen Austauschs. Deshalb kann man in sehr viele Räume hineinsehen. Man sieht (und hört) von aussen, was darin passiert, kann Kontakt aufnehmen und die Vielfalt der verschiedenen Aktivitäten erfassen. Die Lage der Fenster haben wir sehr präzise auf ihre visuellen Bezüge zur Erschliessungsfigur, zu den Höfen oder zu benachbarten Räumen definiert. So gibt es Orte, an denen man von der zentralen Kaskade durch einen Innenhof und zwei Raumschichten hindurch bis auf das Bahnviadukt sehen kann.

Sie bezeichnen die Kaskade und die Rampe als Kulturboulevard. Was meinen Sie damit?

Daniel Niggli: Der Kulturboulevard ist eine Bühne für den Austausch der Hochschulen mit der Öffentlichkeit. Die Veranstaltungsorte mit öffentlichem Charakter haben wir an und entlang der Rampe mit jeweils eigenem Eingang angeordnet, ein vertikales Kulturzentrum sozusagen. So ist eine vom Hochschulbetrieb unabhängige Bespielung möglich, auch spät nachts. Zum Kulturboulevard gehört auch der Dachgarten, der über den Turm und ein internes Treppenhaus vom Foyer des Konzertsaals aus erschlossen wird. Bis wann und für wen er zugänglich sein wird, bestimmen die Hochschulen. Im übertragenen Sinne haben wir ein komplexes Instrument entworfen, dessen ‹künstlerisches› Potenzial durch die Nutzer nun im täglichen Leben erst ausgelotet und erprobt werden muss. ●

EM2N

Das Kürzel EM2N steht für die vier ursprünglichen Partner des Büros, doch kurz nach der Gründung 1998 sprangen zwei ab. Der M, Mathias Müller (*1966), und einer der zwei N, Daniel Niggli (*1970), beide Absolventen der ETH Zürich, machten weiter, der Name blieb. Bereits für eines ihrer ersten Projekte, das 2004 fertiggestellte Quartierzentrum Aussersihl, erhielten sie die Auszeichnung für gute Bauten der Stadt Zürich. Es folgten weitere markante Gebäude in der Limmatstadt: das Theater 11 (2006), der Ausbau der Viaduktbögen (2010) oder die farbigen Wohnhäuser in Zürich-Affoltern (2012). Grosse öffentliche Bauten sind einer der Schwerpunkte der Architekten. Im Jahr 2011 eröffneten sie das Kultur- und Kongresszentrum in Thun, derzeit erstellen sie die Cinémathèque Suisse in Penthaz und einen Umbau für die HSLU in Emmenbrücke. Heute hat das Büro siebzig Mitarbeiter, zu den beiden Chefs kamen die sechs Partner Bernd Druffel, Marc Holle, Fabian Hörmann, Björn Rimner, Gerry Schwyter und Christof Zollinger dazu. Die Architekten bauen vor allem in der Schweiz, planen aber auch in Kiew, Paris und Prag. Entsprechend international präsentiert sich das Büro: Die Website spricht nur englisch: www.em2n.ch.